

Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Freitag 30. August 1895.

Seitlicher Bureau: Berlin G, Grödenstraße 3.

Telegramme.

Riel, 30. August. Das gestrige Torpedoboot S. 41 war auf der Halbinsel von Wilhelmshaven nach Riel. Dagegen das Divisionboot No. 4 und mehrere Torpedoböte in der Nähe waren, gelang es nicht wegen des hohen Wellenlages das Boot zu retten. Die Leichen sind bisher nicht aufgefunden. Die Etrunkenen, darunter einige Verletzte, lagen in Riel in Garnison. Weitere Meldungen sind bisher nicht angekommen.

Hamburg, 30. August. Der Herrscher Wilhelm Frey Moeris, gegen welchen ein Haftbefehl wegen Verachtens der Untersuchung von 15000 Mark Rückengelder erteilt ist, hat sich der Staatsanwaltschaft gestellt.

London, 30. August. Die Abendblätter erklären die Lage für die Türkei für äußerst ernst. Ein plötzlich einberufener Ministerrat wird damit in Verbindung gebracht, daß die Pforte bei dem Pariser und Petersburger Botschafter über England Beschwerde geführt hat. Die Möglichkeit eines Konfliktes mit der Türkei wird allgemein erwartet.

Paris, 30. August. Im dem heute im Hofe stattgehabten Ministerrat schied der Kriegsminister den Bericht des Generals Duchene vom 22. Juli mit. Dem Berichte zufolge legt die Maßnahme ihren Weg nach dem aufgestellten Plane fort. Die Etappen sind bisher in den festgelegten Zeiträumen zurückgelegt worden. Die Zahl der nach Frankreich zurückgeführten Soldaten würde am Ende des Monats 2200 erreichen, d. i. weniger als 15 Prozent der Gefesseltene.

Leipzig, 30. August. Die Cholera verbreitet sich immer mehr in Wäloghnia. Die Betroffenen werden auf besonderen Epidemienhöfen behandelt. Unter der Bevölkerung herrscht große Angst. Der Verkauf der Kranken ist ein sehr schneller.

Washingon, 30. August. Der chinesische Gesandte theilte persönlich dem Staatssekretär mit, daß das chinesische auswärtige Amt sich bewußt habe, die ausserordentliche amtliche Vertretung von der Macht der Behörden in Bezug zu überbringen, eine entsprechende Entschädigung für die dem beschlagnahmten amerikanischen Unterthanen von den chinesischen Aufsehern zugesagten Schäden zu zahlen und auch die Wäloghnia der Aufseher zu führen.

Deutsches Reich.

Der Kaiser machte gestern früh von 7 1/2 Uhr ab einen Spazierritt in die Umgebung des Neuen Parks. Zurückgekehrt, hörte er die Vorträge des Kriegsministers, des Chefes

des Militärkabinetts und des stellvertretenden Chefs des Marinekabinetts. Zur Frühstückstafel hatte der Kaiser die königliche Gausse u. Mebel eine Einladung erhalten. Abends reiste der Kaiser nach Demmin, um heute die unter Führung des Generalmajors v. Kleist zusammengezogene Cavalleriedivision zu besichtigen.

Prinz Heinrich von Preussen wird bei dem diesjährigen großen Manöver unter dem Kommando eines einzelnen Schiffes führen, da seine Ernennung zum Contre-Admiral demnächst bevorsteht, wie aus dem mit Beschlüssen vom 16. Sept. kürzlich erfolgten Commandement eines Corvette-Kapitän als persönlicher Adjutanten des Prinzen hervorgeht. In der Stellung als Capitän zur See befindet sich der Prinz schon seit dem 27. Januar 1893. Eine frühere Beförderung des Prinzen in die höhere Charge ist auf seinen eigenen Wunsch unterbleiben, weil er Gelegenheit haben wollte, die Commandoführung auf sämtlichen Schiffstypen praktisch kennen zu lernen. Mit seiner Ernennung zum Contre-Admiral erfolgt auch die Ernennung zum GeneraImajor.

Der Großherzog von Hessen hat anlässlich der jüngst von dem Kaiser in Mainz abgehaltenen Parade den Rang eines Generalleutnants erhalten.

Wie der „Post. Ztg.“ aus Wien gemeldet wird, soll dortigen Blättern zufolge laut eines an den Eigenthümer des Hotels „Germania“ in Bad Gastein eingegangenen Schreibens Fürst Biemarck am 17. September d. J. zum Auszug nach Badleitz eintreffen.

Herr Alexander Meyer über die Lage der Landwirtschaft. Herr Alexander Meyer (der Reichstagsvertreter für Halle) wird von seinen Parteigenossen für einen bedeutenden Volkswirth ausgegeben; wir waren darum, als wir einem Aufsatze aus seiner Feder in der „Nation“ über die Lage der Landwirtschaft begegneten, auf dessen Inhalt recht gespannt. Unsere Erwartungen sind aber getrautet geblieben. Herr Meyer hat nur abgeschrieben; nicht einmal einen neuen Blick hat er zu den „alten Ranken“ gemacht, die er in dem Partijchen Wochenblatte zum Besten gibt. Wäre er nicht ein so schlechter Blick, wenn Herr Meyer schreibt:

„Trotz aller Hebräerlichkeit, mit welcher eine allgemeine Nothlage der Landwirtschaft behauptet wird, läßt sich indessen die Thatfache nicht aus der Welt schaffen, daß es Landwirtschaft giebt, die noch in den letzten Jahren und Jahrzehnten mit ihren Vortheilen große Erfolge erzielt haben. Wenn wirklich umgehende Gründe vorhanden wären, welche den Aufschwung der Landwirtschaft hinderten, so wäre das indessen unmöglich. Allein, Herr Meyer hat es bitter ernst gemeint, als er diesen Satz wiederholte, und ebenso ernst betet er das Verlangen einiger weniger Freilandbau nach dem Beschäftigungswachthum für Landwirtschaft. Einmal Herr Meyer dem, die Landwirtschaft würden sich mehren, den Beschäftigungswachthum abzulegen, wenn der Staat sich dagegen verpflichtet, die landwirthschaftlichen Betriebe wieder lohnend zu gestalten? Während aber Herr Meyer in seiner Rekapitulation mancherlei Fragen anfangs den landwirthschaftlichen Nothstand leugnet, bringt er schließlich selber Beweise eines solchen bei. So schreibt er:

„Der Landwirth spielt heute, was die Möglichkeit, glänzend auszutreten, anbelangt, eine desto edlere Rolle als manche andere Stände, auf die er früher gewohnt war, herabzusehen. Das ist Grundbedeutung festgelegte Vermögen ebenso schnell wachsen

kann, wie das Vermögen, welches in Eisenbahnen, Dammschiffen, Fabriksgebäuden und Maschinen besteht, ist selbstverständlich ausgeschlossen.“

Dabei denkt der freisinnige Volkswirth noch gar nicht einmal der Börse und des Großhandels, und somit, trotzdem er ausdrücklich hervorhebt, „Grund und Boden verlangen heute, um einträglich zu sein, mit einem viel größeren Kapital geküßelt zu werden als früher“, zu dem Schluß, daß selbstverständlich die Landwirtschaft in ihren Betriebsverhältnissen gegen andere Gewerbetreibende weit zurückgefallen müßten. Warum das? Weil eben der Handel und die Börse dafür desto mehr, aber auf Kosten der Landwirtschaft, florieren. Herr Meyer schließt seinen Artikel mit folgenden Worten:

„Wenn man aus der Anzahl der nachstehenden Landwirthe alle diejenigen streicht, die durch mangelhaften Betrieb durch unzureichende Beanspruchung von Kapital oder durch die dem höchsten Aufwande ihre Hoflage selbst verschuldet haben, so ist es sehr zweifelhaft, wie viele übrig bleiben die zu Alogen berechtigt sind.“

Man wird nach dieser Leistung Herrn Alexander Meyer das Zeugniß nicht verlagern dürfen, daß er dadurch seinen Ruf als volkswirthschaftliche Autorität des „wäloghnia“ freisinnig vollaus gerechtfertigt hat. Herr Meyer selbst hätte es kaum besser machen können.

„Im „Hamb. Korresp.“ läßt sich die preussische Finanzverwaltung dahin vernehmen, daß ein Kompensationsgesetz wahrscheinlich auch dem nächsten Landtage noch nicht vorgelegt werden dürfte. Dagegen müßte der Unzulänglichkeit der Mittel zur Deckung des Staatsbedarfs abgeholfen werden.“

So wird dem Landtag möglicherweise die Frage gestellt werden, ob er durch Konvention oder durch Einwirkung der Steuern die Staatseinnahmen bis zur Höhe des Bedarfs vermehren oder ob er es bei dem bisherigen finanziell, wirthschaftlich und kulturell so unzureichenden Provisorium noch weiter betenden lassen will.“

Unter den Wäloghnia, mit denen gewissenlose Bauunternehmer ihren Zahlungsverpflichtungen sich zu entziehen wußten, spielt das Verzeichnisse des Grundbuches an einen Strohmännchen die Hauptrolle — namentlich ist dieses Manöver beliebt, um die Beschlaglegung der Mieten zu entgehen. Der gerichtliche Stempel ist bei solchen Manipulationen in der Regel unentziehbar, denselben hypothekarisch einzutragen, wäre gewiss, da das Objekt selbst mit Spottfesseln abgerastet ist. Um derartige Manöver in Zukunft unmöglich zu machen oder doch bedeutend zu erschweren, wird, wie wir erfahren, gegenwärtig im Justizministerium im Auftrage an die betreffende Bestimmung des neuen Gerichtsverfassungsgesetzes eine Besatzung ausgearbeitet, derzufolge in Zukunft die Grundbücher besetzt sind, die vorherige Hinterlegung des Stempels in Baar oder in sicheren Papieren zu verlangen, andernfalls die Gestion nicht angenommen wird. Diese Verfügung wird am 1. October d. J. publicirt werden. Es wird an ihrem Theil dazu beitragen, dem Schwundel im Bau- und Grundbuchverzeichnisse zu steuern.

Es wäre ein völlig ausichtsloses Unternehmen, unter den Vorkägen und Beschlüssen in die Wäloghnia abgehaltenen Rathstages noch etwas irgendwie Bemerkenswerthes

Insektenfressende Menschen.

Von C. Kallenbach (Gießen).

Es war im wunderlichen Monat Mai, die Eisenhefen hatten uns mit ihrem Reichthum versorgt, mild und freundlich schien die Sonne auf das frische Grün nieder, ich war auf Besuch bei einem alten Freunde, derfinger Weise, fernab von den Staatsgeschäften und dem Trübel der Welt, das von seinen Vätern ererbte Gut mit Ochs und Gaul bedeckte. Der Mann war ein origineller Kerl und gefiel sich im Absonderlichen. So bewirthete er mich auch mit einem Gerichte, das einem nicht alle Tage geboten wird. Als wir uns an die Tafel setzten, wies er auf eine kampfbereite Termiten und sprach:

„Da drinnen schimmelt „was Delikateses... Maikäferstuppe! Die müßt Du kosten!“

Was meinen fröhlichen Zuhörerinnen mußte ich, daß meine Wäloghnia und Gärten mit Maikäfern fütterte und daß einige meiner bamoligen Altersgenossen frisch gegebene Maikäfer ausstauten. Trotz aller Versicherung, daß dieser Saft ausgezeichnete bei Wandel und Nüsse schmecke, konnte ich mich damals nicht entschließen, unter die Schaar der fröhlichen Maikäferliebhaber zu gehen, und auch jetzt im gereiften Alter verzichte ich auf die Maikäferstuppe, da mir von der lieben Frau meines Goldhebers eine vorzügliche Fleischihrise als Ersatz für das Sterbegericht angeboten wurde. Mein Freund oder verzehrte mit Appetit die braune Suppe und verzehrte, daß sie bei weitem besser und kräftiger als Krebsblut schmecke. Es gustibus non est disputandum! Wohlleibt verpürt dieser oder jener meiner Leser jetzt auch die Lust, in Käferstuppe zu schwelgen. In baden ein Maikäfer ein viel reicheres Erben als der Krebs! Der letztere lebt ja von allerlei totem verwehenden Zeug, während der Maikäfer nur frische, saftige Wäloghnia verzehrt. Ich will darum auch ein Rezept für diese aromatische Suppe veröffentlichen. Man wäloghe also die Maikäfer auf, kofpe sie, berande sie der Fäloghnteden und zerfesse sie in einem Mörser. Darauf werden sie in heißer Butter hart geröstet, in Wasser oder Fleischihrise mit Gewürzkrautern aufgekocht, durchgeseiht, und die Brühse soll nun mit gerösteten Semmelkrumen servirt werden.

So weit meine Kenntnisse reichen, ist der Maikäfer das einzige Insekt, das in unterer Hemisphäre hier und dort von Menschen verzehret wird. Wir verzehren auf alle Krebsergerichte; in anderen Himmelszonen macht jedoch der Maikäfer seiner naturwissenschaftlichen Einreihung unter die „allesfressenden“

(Blaudruck verboten.)

Schöpfe mehr Ehre, und zeigt sich auch als ein sehr fleißiger Insektenverzehrer. Andere Väter, andere Sitten!

Von Johannes dem Täufer wird erzählt, daß er sich in der Wäloghnia von Säugethieren nährte. In meinen Kindheit kam mir dies als eine schreckliche Entsetzung und Achtung vor, bis ich später belehrt wurde: daß diese Nahrung in den wäloghnia Ländern Afrika und Afrika ar nichts Unwöhnliches bilde. Die Bewäloghnia sind dort eine fürchterliche Plage der Landwäloghnia; sie verzehren keine Ernten, aber der Vrabar und Vlegger wissen sich zu helfen, sie fangen die Heuschrecken, rösten sie und verzehren sie mit gutem Appetit. So kommt die Ernte, wenn auch auf Umwegen, schließlich doch in den Magen des Weibers. Wenn große Heuschreckenschwärme das Land besallen und alles Grün vernichten, dann sammeln kluge Stämme Heuschrecken auf Vorkägen und haben dann unter der Hungersnoth nicht so sehr zu leiden.

Solche gerechte Vergeltung wird auch an anderen Krebsergerichten geübt. Der Vrabar der Afrikaforschung Dr. Barth erzählt, daß in Bagirmi „ein großer schwarzer Bärn, so lang, aber viel dicker als die größte Maup“ in Millionen auf den Feldern herumkriechende und die Landbeserzungen verzehret; ebenso wüthete dort ein kleinerer gelber Käfer. Die armen Einwohner verpürten nun nicht, an diesen ihren Feinden Rache zu nehmen, denn wenn sie auf ihre Kosten die und fett geworden waren, verpürten sie sie ihrerseits.

Das sind nun Ausnahmefälle in der Volksernährung, die durch das Sprichwort „Noch kennt kein Gebot“ begründet und erklärlich werden. Es giebt aber auch Wäloghnia, bei denen Insekten ein häufiges Nahrungsmittel bilden. Weiden wir vorläufig in Afrika. In unermesslichen Mengen kommen dort die Termiten vor. Die wäloghnia Säugethien sind mit den Bauten dieser Kerbtierchen völlig überzogen. In sehr vielen Gegenden werden die Termiten regelrecht zu Nahrungsmitteln gesammelt. Dr. Junker hat diesen Termitenfang, wie er im Umablande geübt wird, ausführlich geschildert. Schon Wochen vorher wäloghnen sich die Leute unter den vielen Termitenhügelchen jene, an denen sie die Thiere beim Ausschlüpfen, das mit Eintritt der Morgenzeit erfolgt, einfammeln wollen. Zu dem Zweck graben sie an der Basis des Hügelns ein rundes Loch, einen Fuß breit und mehrere Fuß tief, wodurch zugleich die Stelle für eine Person belegt ist und fortan von anderen unberührt bleibt. Morgenzeitige Tage und große Heuschrecken sind für den Anflug der Tiere ungenügend, wegen dessen nach ungenügenden Tagen an trockenen Abenden von den Eingeborenen mit Sicherheit erwartet wird. Dann sieht man auch die Leute

in der Dunkelheit, sobald die Thiere erscheinen, überall mit den Feuerbränden lauern, aber an keinem vorher bestimmten Sitze vor dem Loch, das ergraben. Die ausstreichenden weiblichen Termiten gehen abwärts, ohne sonst zum Fliegen zu kommen, den Feuer nach, andere steigen in die Luft, wenden sich aber auch nach zum Theil dem Licht zu, während der Rest im Flug einfliehet. Was sich dem Loch nähert, wird mit Nadeln hinfestgegriffen und dort zurückgeleitet. So werden sie schließlich in Körbe, Gefäße oder Säde eingepackt. Um die fetten Thiere haltbar zu machen, röstet man sie am Feuer. Es werden große Massen dieses Nahrungsmittels aufgeschichtet; hat doch einer der afrkanischen Hauptlinge Dr. Junker einmal 25 Tragelassen gebortter Termiten jagestellt. Die gebortten Termiten können ohne weitere Zubereitung verzehret werden, und haben dann einen mandelartigen Geschmack; in der Regel werden sie zerrieben und zu einer dicken Zupke verpackt, die als Beisgabe zu Mehlgemischen dient. Dr. Junker scheint an dem Gerichte besonderen Wohlgeschmack gefunden zu haben, denn er ließ die Termiten statt Fleisch in Kaffeten einpacken oder mit geschlagenen Eiern als „Termitenomelette“ auftragen.

Auf vielen Märkten Inner-Affrikas sind Termiten stets verkäuflich, aber daneben werden auch verschiedene Nahrungsmittel feilgehalten und maßweise verkauft. Der Vlegger schmeckt nämlich gern in Insektenfutter. — Auch jenseits des Ozeans, in der „neuen Welt“, wird hienensweise derselbe Geschmack einwidelt. Auch dort verzehret man allerlei Ameisen; zu einer besonderen Beirühmtheit sind aber in Südamerika die fetten Larven verzehrerter Maikäfer, namentlich die Vabnendörers geland. Den Vabnendörers werden die als fäloghnia Beschaffenheit und von diesen hien auch viele Vabnendörers das Gericht zu wäloghnen gelernt. Die fetten Larven werden zu Grieben gepessert und als Delikatesse verpürft. Tonyy soit qui mal y pense!

So flug wie die Wäloghnia-Indier waren auch die alten Kultur-Väter Europas; auch sie kamen einen Vabnendörers, der bei den Vabnendörers cossus hieß und aus den Larven des Griechkäfers bestand. Diese Wäloghnia, die wie ein alter Schiffheller sagt, im mörjchen Holze entziehen, wurden fleißig gesammelt und sogar mit Mehl gemischt. Ich weiß nicht, ob es noch heute in Italien cossus-Larven giebt. Ich selbst habe jahrelang Käfer cossus-Larven aus dem Inneren Italiens zu erhalten. Diefelben waren es aber nicht, sondern nur Vabnendörers, die der Vabnendörers, was aus ihren Eiern auszuwachsen, habe ich nicht zu Grieben aufgeschmorten lassen, sondern sie meinen Stubevögeln vorgefüttert.



[Nachdruck verboten.]

Irrwege.

15) Original-Roman von H. Erlin.

„Grüß Dich Gott, mein Sohn! Du bleibst lange aus. Ich nahm den Thee schon ein, weil ich in letzter Zeit oftmals vergeblich auf Deine Gesellschaft gewartet hatte!“ Der alte Mann schritt auf einen Lehnstuhl am Fenster zu, um Platz zu nehmen.

„Sind Sie mir böse, Onkelchen?“ so fragte Winolf zärtlich, indem er auf Mr. Glover zuwinkte und ihm die Hand zum Gruße reichte. Er hatte wohl den Vortourer vernommen, der aus seines Gönners Worten klang.

„Hast Du heute schon an Deinem neuen Bilde gearbeitet, mein Sohn?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Weil mir die Anregung fehlt, die Begeisterung!“

Mr. Glover schüttelte mißbilligend das ehrwürdige Haupt. „Ich glaube, unfer Aufenthalt in Berlin hat wenig Zweck für Dich. Wenn Du meinst, in Italien mehr Anregung zu finden —“

„Nein, nein, Onkel, Sie sind zu edel, zu gut — aber lassen Sie uns noch hier bleiben!“ Schnell wandte sich Winolf Mr. Glover zu und fast ängstlich bittend klangen seine Worte. „Lassen Sie uns noch bleiben! Vielleicht finde ich hier gerade die Anregung, deren ich bedarf. Wie lange sind wir hier? Kaum ein Vierteljahr. Was kann ich da viel geleistet haben? Nur Anregung, nur Anregung und dann —“ Winolf focht mit den Armen in der Luft umher, als wollte er ein unsichtbares Straßengreifen. Dann warf er sich plötzlich in einen Sessel, seufzte schwer auf und stützte den Kopf.

Der alte Glover lächelte trübe. „Du denkst gering von der Kunst, mein Sohn! Der wahre Künstler trägt Anregung, Begeisterung, alle diese Empfindungen, die Du vergeblich im Getriebe der Welt suchst, still in sich selbst. Aus sich selbst schafft und arbeitet er, nicht aber mit den Mitteln, die er den Augenblicken irr aufplammender Leidenschaft entlehnt. In seinem Haupte leuchtet die heilige Ampel des Genies still und klar, aber unauslöschlich. Der von Gott berufene Maler wird ein Meister bleiben, selbst wenn man sein Atelier in eine Hundehütte verlegt. Zu aber, mein Sohn, brauchst eine Welt, um einen Sandkorn zu malen!“ Der alte Mann hatte mit leise zitternder Stimme gesprochen und nun blickte er vor sich hin in's Leere, als hätte Niemandem seine Rede gegolten.

„Sie übertreiben, Mr. Glover, Sie übertreiben! Nach dem, was Sie sprachen, halten Sie mich also nicht für einen echten Künstler?“ Winolf Jaffe nestelte äußerst erregt an den Knöpfen seines Rockes; seine jähornige Natur mußte er mit Gewalt zügeln, denn eine stürmische, aufbrausende Antwort stand auf seiner Lippe.

„Du hast unverkennbares Talent, mein Sohn,“ war des Alten ruhige Entgegnung; „es steckt ein kostbarer Schatz in Dir, aber um ihn zu heben, ist es nöthig, deiner überschäumenden Natur feste Zügel anzulegen. Es giebt auch Menschen, mein Sohn, die es nicht vertrauen, wenn es ihnen gut geht, die sich nur in Noth und Sorge wahrhaft bilden — ich glaube, Du gehörst zu ihnen.“

Winolf entgegnete nichts. Er sprang ärgerlich von seinem Sessel auf und klingelte, um das Gespräch abzubringen, nach der Wirthschafterin.

Als kurz darauf die Frau eintrat, fragte er hastig, ob irgend etwas für ihn angekommen wäre.

„Nein, bis jetzt nicht,“ entgegnete die Haushälterin, „aber ich werde noch einmal im Briefkasten nachsehen!“

Nach einigen Minuten kehrte die Frau wieder zurück, und ein Briefchen in farbigem Couvert abgebend, sagte sie: „Soeben fand ich es im Kasten; es ist für Sie. Herr Jaffe.“

Raum hatte die Wirthschafterin das Zimmer verlassen, erbrach Winolf mit sichtlichem Ungebuld das Schreiben, dessen Adresse eine steile, zierliche Schrift aufwies.

Sehr geehrter Herr!

Verzeihen Sie, wenn ich morgen nicht um die verabredete Stunde durch die Leipzigerstraße kommen kann, häusliche Vorkommnisse verhindern mich. Ueberlassen wir uns Wiedersehen dem Zufall. Mit Gruß

Katharina Berkow.

Winolf faltete das Papier zusammen und drückte es, obwohl es keine angenehme Nachricht enthielt, stürmisch an die Lippen. Kam es doch von ihr, hatte es doch ihre kleine zarte Hand beschrieben! Gleich in den ersten Tagen seines Verweilens in Berlin war ihm das schöne, junge, blondköpfige Mädchen, dem er einige Male begegnet war, aufgefallen. Er hatte der Kleinen Bekanntschaft gesucht und daß er sie gefunden, bewies Katharina Berkows Brief. Seine Feuerblicke und seine einschmeichelnde Stimme verstanden es, Weiber zu berücken.

„Was hast Du da für einen Brief bekommen, mein Sohn?“ erklang Mr. Glover's Stimme vom Fenster her.

Erschreckt fuhr Winolf zusammen; den Brief in seiner Brusttasche bergend, antwortete er nach einer kleinen Pause leise, als scheue er sich, sein Geheimniß zu verrathen:

„Er kommt von einem bezaubernden Wesen, Onkelchen — von einem lieben, süßen Mädchen — Käthchen nennt es sich — Käthchen.“ In steigender Erregung fuhr der junge Maler fort: „Dieses Wesen, von dem ich rede, Onkel, giebt mir mit seinen Worten die Anregung, die ich brauche, um arbeiten zu können. In ihm sehe ich meine Ideale verkörpert! Dieses Mädchen, das selbst Außergewöhnliches will und vollbringen könnte, hat selbst gesagt: Wir sind zwei verirrte Seelen, vielleicht können wir uns gegenseitig helfen! Ich habe ihr gebeichtet, Onkel, habe gesagt, daß ich den Willen besitze, etwas Hervorragendes zu leisten, daß aber meine Kraft erschlappt, wenn ich mein Können beweisen soll.“

Mr. Glover hatte seinen jungen Freund aussprechen lassen. Ihm gefiel die Sache nicht recht, und jetzt ließ er sich vor Allem erzählen, wie Winolf das junge Mädchen kennen gelernt hatte. „Eine Straßenbekanntschaft also — so, so!“ murmelte er endlich wegwerfend in den weißen Bart.

„Ja, eine Straßenbekanntschaft, Onkel, allerdings.“

Winolf trat dicht vor Mr. Glover hin und, ihm leicht die Hände auf die Schulter legend, rief er in überzeugendem Tone: „Glauben Sie mir, ich kenne die Menschen, ich bin kein Kind mehr. Für dies Mädchen bürg' ich! Es ist rein wie ein Engel! Und eben diese Reinheit hab' ich von Tag zu Tag gesucht und ich habe sie endlich gefunden.“

Diese Reinheit und Unschuld brauch' ich, um selbst ein anderer Mensch zu werden. Käthe Berkow aber besitzt Alles, was ein Weib besitzen muß, um glücklich zu machen. Unser Freundschaftsverhältnis besteht erst seit kurzer Zeit. Wir treffen uns ab und zu einmal auf der Straße, gehen ein Stück Weges miteinander und plaudern, Onkel, wie ich mit noch keinem Mädchen geplaudert habe. Das ist Alles! Ich verzichere Sie, Onkel, besäße ich eigene Mittel, würde ich Alles versuchen, um die Kleine heirathen zu können, so aber hänge ich von ihrer Gnade ab und muß arbeiten, um mir selbst ein Heim und ein Vermögen zu schaffen. Unter Käthchens Führung aber werde ich kämpfen und siegen, und Sie, Onkel, sollen, so wahr ich lebe, das Mädchen lieben lernen! Nun aber will ich an die Arbeit gehen — jetzt werde ich malen können!“

Ohne eine Antwort seines Gönners abzuwarten, stürmte Winolf zum Zimmer hinaus, warf die Thür hinter sich zu und nahm seine Schritte nach dem Atelier.

Noch eine Weile blickte Herr Glover mit gefalteten Händen vor sich hin. Er hatte im Leben viel gehört und gesehen, ihn erreagte nichts mehr besonders; auf seiner klaren Stirn lagen die Ruhe und der Frieden. Sollte er sich darüber freuen, daß sein

Stänfling des Wesen gefunden zu haben meinte, das ihn zu den leichtetendsten Höhen des Ruhmes führen sollte? Der Alte schüttelte ernst den Kopf. Die Jugend sieht alles durch einen rothigen Schleier, aber die Enttäuschung ist schwarz. Das Alter sieht klarer. Sollte Mr. Glover ein Urtheil fällen, so wollte er bedächtig prüfen und erwägen.

Endlich, als schon die Dämmerung hereinbrach, erhob sich der alte Mann, schritt langsam in das andere Zimmer, wo an der rechten Seitenwand eine mächtige, kunstvoll gebaute Orgel stand und, sich davor niederlassend, betrachtete er eine Weile zärtlich sein herrliches Lieblingsinstrument. Dann öffnete er die Orgel und unter seiner kunstfertigen Hand brausten feierlich die Klänge des ergreifenden Chorals durch das Gemach: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille.“

Die häusliche Begebenheit, die Rätthe veranlaßt hatte, Winolf Jaffe einen Absagebrief zu senden, war ein Ausflug nach dem Grunewald gewesen, den Kromer's des schönen Wetters wegen geplant hatten und woran theilzunehmen Berkow's gebeten waren. Gleich nach Tisch fuhr dann richtig, wie verabredet, ein mittelgroßer, mit Laub geschmückter Kremser, in welchem die ganze Familie Kromer mit Zubehör versammelt war, bei Berkow's vor Willy Darlatt, den man — auf Elsa's Vorschlag — als Vergnügungsrath mitgenommen hatte, ernstlich mit Grandezza dem Wagen, um die Damen Berkow, die er bereits bei Kromer's kennen gelernt hatte, abzuholen.

Rätthe war heute bei ausnahmsweise guter Laune, denn Alles, was ein Vergnügen zu werden versprach, scheuchte schnell die Schatten von ihrer Stirn. Geradezu entzückt sah sie aus, wie sie ganz Frohsinn und Heiterkeit, in ihrem hellgrauen Sommerleide am Arme des jungen Mediziners aus der Hausthür heraustretend. Ihnen folgten Frau Berkow mit einem mit Proviant gefüllten Täschen am Arm, und Abah, die den im Kremser sitzenden Personen freundlich zunickte.

„Einzigeln, meine Herrschaften!“ Willy Darlatt half den Damen auf das hohe Trittbrett des Wagens klettern, dann schloß er die Wagenthür.

„Guten Tag, Elsa, das wird heute reizend werden, was? Du hast ja Dein Weißes angezogen — hui, wie fein! Ich habe bloß mein Graues an, weißt Du, von wegen der vielen Grasflecken, die man im Grunewald bekommt.“

Rätthe setzte sich neben Elsa Kromer; den jungen Mädchen gegenüber saß Willy Darlatt, neben ihm seine „zukünftige Schwiegermutter“; ihre Nachbarin war Frau Berkow, während Abah auf der andern Seite des Kremfers neben Herrn Kromer, der über das „vermaledeite Schunkeln des ollen Kastens“ schimpfte, ihren Platz hatte. Auf dem Boock aber, neben dem Kutcher thronte, in Ermangelung eines besseren Platzes, das Mädchen „for Allens“, das die Proviantkörbe bewachen mußte. August, der Lehrling, war daheim geblieben, um nöthigenfalls die Kunden zu bedienen, und Eduard hatte man irgendwo seiner neu-

lichen Unthat wegen zur Strafe eingesperrt. Er sollte sich einmal bis in's Innere seines schwarzen Herzens schämen, deswegen war er von der Ausfahrt ausgeschlossen worden.

Gerad sollte der vollgepfropfte Vergnügungswagon in Bewegung gesetzt werden, als auf der Straße gellend eine Stimme rief, die sich ähnlich derjenigen eines gewissen Haushieres anhörte: „Nehmt mir och mit, — o jeh, ihr habt mir verjessen — o jeh, nehmt mir mit!“

Einige Vorübergehende lachten, als sie den kleinen Bengel mit hochrothem, verheultem Gesicht auf den Kremser losrennen sahen.

Frau Kromer aber glaubte, vor Schreck umsinken zu müssen, und die Hände zusammenschlagend rief sie nur: „Der Eduard — diese Unglücksränge!“

Inzwischen hatte der Junge den Kremser erreicht, und, sich auf das Trittbrett schwingend, grinst er: „Darf ich rinn kommen? Wie ich das finde, ohne mir abzuhandeln?“

Herr Kromer rüstete sich indessen, seinem Stammhalter eine Standrede zu halten, „Mein lieber Sohn,“ hub er an, „da durch dein sitten- und anstandswidriges Betragen ich mich genöthigt sehe —“

„Ach du meine Güte“, unterbrach hier Frau Kromer ungeduldig ihres Mannes Rede, „wenn Du mit dem Reden fertig bist, werden wir wohl im Grunewald sein!“

„Eduard, falle nicht vom Tritt!“ rief Rätthe halb lachend, halb änglich dazwischen.

„Ja, wo werd' ich denn!“ antwortete der Junge.

„Du sollst ja nicht berlinisieren, Bengel!“

„Ne, machen wir nich, Herr Doktor!“

Willy Darlatt sah ein, daß jeder Eingriff in den Bildungsgang Eduard's umsonst war und schweigend resignirt.

Endlich machte Frau Kromer dem Zweifel, ob der Junge, der durch's Küchenfenster ausgekniffen war, mitgenommen werden sollte oder nicht, dadurch ein Ende, daß sie entschlossen rief: „Se komm' denn rin, Du nichtsnutzige Ränge Du; aber wehe Dir, wenn Du Dich nicht mäschenfille verhältst! Da setzt De Dich in de Ecke und redest keinen Ton! Nein, Frau Berkow, diese Kinder heutzutage! Man kann sich todtpredigen, sie hören nicht — man kann noch so viel Geld zum Fenster hinauswerfen für Schule und Bücher, die Rangen lernen doch nichts! Aber daran hast Du Schuld, Abah, daß der Junge nichts begreift, Du bist zu nachsichtig, zu —“

Herr Kromer rief sich kreuzgemüthlich, als wäre er zu Hause, seine Brille, bis er endlich gerathen fand, seine redselige Frau Gemahlin mit den denkwürdigen Worten zu unterbrechen: „Bezugnehmend auf das schöne Wetter erlaube ich mir vorzuschlagen, meine Herrschaften —“

„Kutcher — he, zum Donnerwetter, nun fahren Sie los!“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Ein Gedankfest in Afrika.

Eine Seemanns-Erinnerung von Christian Benard (Oberursel).

Am Seebantage arbeiten, das wäre noch schöner! — Zwei Wochen lagen wir bereits vor Libreville im französischen Gabungebiet, und ich hatte noch nicht einmal meinen Fuß auf afrikanischen Boden setzen können vor lauter Arbeit! Ging das so weiter mit dem dummen Köschen und Läden, dann kam ich weder hier noch im benachbarten Kamerun an Land, und von der Romantik des dunkeln Erdtheils sah und hörte ich nichts. Wohl fuhr ich noch „vor dem Mast“, wie der Seemann sagt, d. h. ich hatte noch keine Charge; dies that aber weder meiner Abenteuerlust noch meinem Patriotismus Abbruch, und ich wollte es dem Kapitän schon auseinandersetzen, daß es seine Pflicht war, uns heute feiern und an Land gehen zu lassen.

Festtäglich-patriotisch mit schneeweissen Brantuchhosen, feuerrothem Bollenhemd und schwarzseidenem Halstuch bekleidet, rückte ich an der Spitze einer dreigliedrigen Deputation in die Kajüte, um als „Hochbütscher“ unsere Angelegenheit vorzubringen. Aber da kam ich schon an.

„Set sich wat mit Sedanstag!“ fuhr der Matrosenwater mich an; Stüchgüter ausladen und Gummifässer an Bord nehmen, das sei uns viel gesünder, als ins Wirthshaus zu gehen und zu lumpen. Als ich ihm erklärte, es sei mir gar nicht um die Wirthshäuser, sondern um die afrikanische „Romantik“ zu thun, lachte er mir ernst ins Gesicht und sagte dann, wieder ärgerlich

werbend: „Unsinn Romantik! Hier in französischem Gebiet den Sedanstag feiern, das könnte eine schöne Geschichte geben. Und nun gar, wenn man mit der Sprache nicht fortkommen kann!“

Damit glaubte er mich zu überzeugen, aber fehlgeschossen! Ich trug ihm als Gegenbeweis sofort einen Abschnitt aus dem „großen Bloek“ vor und zwar so geläufig, daß er gar nicht zu folgen vermochte. Mit dem Französischen hapert es nämlich oft bei den besten Schiffsführern, die ja auch mit der englischen Sprache überall durchkommen. Kurzum, er gab nach, obgleich widerwillig und unter Androhung strenger Strafe für eine etwaige Urteilsüberechreitung.

Darob großer Jubel vor dem Mast; vormittags machten wir uns „Landfein“, nach dem Mittagessen fuhrn wir ab. Daß wir die Woermann'sche Faktorei, in deren Nähe unser Boot auf den Uferstrand lief, einfach links liegen und sofort den Weg nach der etwa eine halbe Stunde nördlicher gelegenen Stadt einschlugen, verstand sich von selbst; hier war ja nichts „Los“ und zudem ärgerten sich die deutschen Kaufleute, für die unsere Ladung bestimmt war, vermuthlich ebenso über unsere Feiertagsgelüste, wie unser Kapitän. Wochten sie sich ärgern, wir freuten uns umjomehr, insbesondere aber befand ich mich in erwartungsvooll gehobener Stimmung.

Heimathliche Lieder singend, zogen wir durch den Busch nach der Stadt Libreville, deren Anblick mich arg enttäuschte. Die hübsch auf well igem Hügeland belegene Niederlassung mit ihren meist sauberen, von Gärten umgebenen Holzhäusern konnte wohl einen kleinen Ostseebadeort vorstellen, aber kein Rogers

dorf, wie ich es mir gedacht hatte. Wirtshausstüber mit „Café de Paris“ und dergleichen Aufschriften, ein Photographen-Atelier, ein europäisch dreinschauendes Gouvernementsgebäude: wo blieb da die Romantik? Auch die Menschen waren mir viel zu zahm; Bambusblüthen wollte ich sehen, zähnefletschende schwarze Krieger, Gir- und andere Affen.

Zum Einkehren war es in Anbetracht unserer beschränkten Geldmittel eigentlich noch zu früh, doch einen Cognac konnte man sich immerhin einflüßeln genehmigen. Madame Bequeur, eine schon etwas angejahrte Südfranzösin, kredenzte uns das Labfal in ihrem Schanklokal, wo auch Eislimonade und Biermänner-Cigarren zu haben waren; in der offenen Halle, die ans Haus stieß, sollte später sogar getanzt werden.

„Kann ich da einem Kriegstanz beizubohnen?“ fragte ich in meinem bestem Schulfranzösisch.

Ein unsagbar spöttisches Lächeln umspielte der Wirthin Mund, den ein hübsches Kadettenschmurrbärtchen beschattete.

„Bei mir verkehren nur Kavaliere“ antwortete sie pifirt?“

„Und die Damen?“

„Sind Christinnen.“

Von Neuem enttäuscht, wendete ich mich nach dem Fenster ab und bohrte meine Augen in eine im Garten stehende Palme, um wenigstens etwas Afrikanisches zu sehen, als plötzlich die Klänge — der Wacht am Rhein an mein Ohr schlugen. Madame Bequeur lächelte listig. Der schwarze Harmonikspieler in der Halle draußen brachte uns auf ihren Befehl, bevor er zum Tanz aufspielte eine Huldigung dar. Die bis jetzt Anwesenden Kavaliere, ein französischer Unteroffizier und ein Civilist, dessen Nase die Aequatorjonnie in Rothgluth verseht hatte, schnitten zwar böse Gesichter dazu, als aber jetzt auch Damen kamen, beruhigten sie sich sichtlich, ja sie lachten sogar.

Es wäre auch ein Kunststück gewesen, beim Anblick dieser „Christinnen“ nicht zu lachen, so fraßenhaft geziert und plump zugleich traten sie auf. Die schwarzen Körper und schlechtstingende europäische Kleider, die großen Füße in Strümpfe und Schuhe gezwängt, erinnerten sie lebhaft an die bedauerenswerthen Intassen eines heimathlichen Affentheaters. Das einzige Charakteristische, das nicht geradezu erheiternd wirkte, war der melonenförmige, kunstvolle Kopfpuz, wahre Wollberge, in denen zahllose aus Flußpferdjähnen gefertigte Haarpfeile steckten. Eine der Schönen sah mich durch die Glasthüre hindurch sitzen, sie kam verschämt näher und alsbald mußte ich, das sie trotz ihrer Frisur à la Pompadour Antoinette hieß und Durst hatte.

„rin ins Bergnügen!“ rief einer meiner Kameraden, in die Halle gehend, und engagierte d. h. er packte eine der Christinnen beim Widel und stampfte mit ihr los. Rasch trant Antoinette mein Glas aus, legte meinen Arm um ihre Hüfte und auch wir „schwebten“ unter möglichster Schonung befreundeter Hühneraugen dahin. Es war ja entschieden mehr Arbeit als Vergnügen, meine Tänzerin im Kreise herumzuwerfen, aber was thut man nicht alles einem Feiertage zu liebe. Gut, daß es reichliche Trinkpausen gab, in denen man Athem schöpfen konnte! Andererseits bedeutete jede Erfrischung, die Antoinette zu sich nahm, für mich einen schmerzlichen Vermögensverlust, denn Madame Bequeur ließ sich ihren Cognac gut bezahlen, und als ich aus Sparlamfetsrückichten meine Tänzerin mit maisons du Nord regaliren wollte, kannte man dieses edle Getränk gar nicht.

Es wurde mir unheimlich zu Muth, ich bezahlte meine Zech, winkte meinen Kameraden und empfahl mich um so schneller, als die Wirthin von drei Flaschen Cognac redete, die noch zu bezahlen seten. Es war ohnehin die Zeit zum Aufbruch, denn es dunkelte schon und während der Nacht spukten angeblich Leoparden, Schlangen und anderes Ungeziefer im Busch.

„Beinahe hätte mich die Alte einstecken lassen“ sagte der Segelmacher, der ganz athemlos nachgerannt kam. „Die schwarzen Kacker hatten sich heimlich ein paar Flaschen Cognac bei Seite geschafft, die wir bezahlen sollten. Woher denn das viele Geld nehmen? Ausgerückt bin ich einfach, und weil man mich nicht einholen konnte, werden jetzt die Christinnen hinausgeworfen.“

Während wir im beschleunigten Marschtempo den Wald durchschritten, hörten wir deutlich ein langgezogenes Geheul hinter uns. „Leoparden“, sagte ich zu meinem Nebenmann, dieser antwortete „kann stimmen!“ und unwillkürlich gingen wir zum Sturmschritt über. Romantik hin, Romantik her; unbewaffnet einer Tigertage gegenüberzutreten, das mochte riskiren, wer Lust dazu hatte.

Aber es kam noch viel romantischer. Unser Boot war schon abgefahren, und wir mußten einen in der Nähe des Standes stehenden Neger ansprechen, uns mit seinem Kanoe an Boro

zu setzen. Der Bursche wollte aber nicht, und so blieb uns nichts übrig, als das Fahrzeug zu entern, den Eigenthümer über Bord zu werfen und ohne ihn in See zu stechen. Da inzwischen der Mond aufgegangen war, erschien uns dies nicht schwer, so ein kielloses Kanoe hat aber seine Mucken und — schwaps! lagen wir um, bis an die Hüften im Wasser wadend, traten wir den Rückzug an und achteten natürlich nicht darauf, daß das eigenthümliche Geheul immer näher kam. Wer beschreibt daher unseren Schrecken, als wir uns plötzlich nicht einer, sondern einer ganzen Heerde Tigertagen gegenüberfanden, die uns wuthschreiend am Strande empfingen! Unsere Tänzerinnen waren es, und Rache wollten sie an uns nehmen, weil Madame Bequeur sie an die Luft gesetzt hatte. Bis an die Zähne mit faulen Früchten bewaffnet, drangen sie auf uns ein; weiz der Himmel, wo sie alle die verdorbenen Bananen, Limonen und Drangen schnell aufgetrieben hatten, die uns um die Ohren sausten! Antoinette stand in der vordersten Gefechtsreihe; dank dem hellen Mondschein erkannte ich sie deutlich, und als auch sie mich erkannte, widmete sie mir ihr schwerstes Wurfgeschöß, eine halberfaulte Ananas, die auf meinen Kopf explodirte, daß es nur so quatschte. Dann wurde mir der Gut heruntergerissen und dem Weltmeere anvertraut, Männer, die der ermittelte Fischer herbeigerufen, griffen ins Gesicht ein, und nun regnete es neben allerlei Süßfrüchten auch noch Liebe. Wehren konnten wir uns nicht, denn wir waren vor dem Artilleriefener der Amazonen jowelt zurückgewichen, daß wir bis unter die Arme im Wasser standen. Wie die schwarzen Kacker mit Rudern und langen Bambusknuppeln auf uns losdrohnen! Ging das so fort, dann schlugen sie uns alle mausetot.

Da — ich hatte soeben wieder eine Kopfnuß bekommen, die mir die größte Hochachtung vor der Haltbarkeit menschlicher Verstandeskraften abzwang, — trachte hinter uns ein Genehrichtuß, und entsezt stoben unsere Bedränger auseinander. Unser Kapitän hatte von Bord aus durch das Nachtglas beobachtet, wie wir gewalt wurden, und uns endlich ein Boot zu Hilfe geschickt, dessen Führer mit einem blinden Schuß der Schlacht ein Ende machte.

Windelweich geprügelt kamen wir längsseit. Der Kapitän saß auf der Verbranzung, und während ich mich die Fallreep-treppe hinaufschleppte, rief er mir zu: „Na, war's recht romantisch in Afrika, junger Held?“

Zehn Jahre später war der also Verpottete in Sibreville wirklich der Held des Tages.

Das will freilich nicht viel heißen, denn in kleinen Tropen-städten greifen die Europäer gierig nach jeder Gelegenheit einen der Jhrigen zu feiern, schon um den schwarzen „Brüder“ die Ueberlegenheit der weißen Rasse darzutun. Aus diesem Grunde durften denn auch hier die Eingeborenen aus angemessener Entfernung Zeugen sein, wie Vater Lebrun, der Vorsteher der französischen Missionsanstalt, bei einem Gartenfeste eine Rede auf den jungen deutschen Kapitän schwang, der einen der Missions-brüder am Cap Lobez den Händen der Urugu-Neger entwunden und hierher geflüchtet hatte. Ist das ein großes Thier! dachten offenbar die farbigen Zuschauer, als der Geseierte nach dem Schluß der Rede von den eingeladenen Offizieren und Kaufleuten glückwünschend umdrängt wurde. Und er warf sich nicht schlecht in die Brust. Hätte er vielleicht bescheiden abwehren sollen? Fiel ihm gar nicht ein.

Da sieht er ein rundliches, in hellen Rattun gekleidetes Negerweib heranwatscheln.

„Mon cher . . . Mon cher capitaine,“ flüstern ihre mimig-lichen Polsterlippen und dann noch etwas von Antionette und Verzeihung und ewigem Lieben.

„Was ist's mit der Negerin? Eine neue Huldigung?“ fragen die Gäste.

Da naht ein zweites, ein weißes Weib mit einem stattlichen Schnurrbart und ein zusammengefaltetes Blatt Papier in der Hand haltend — aha! eine Glückwunsch-Adresse. „Madame Bequeur,“ sagt einer der umstehenden Herren, und männiglich hart gespannt der Dinge, die da kommen sollen.

Der Geseierte hat seine einstige Tänzerin und Segnerin wieder erkannt, — er erkennt auch Madame Bequeur wieder, aber ihm ahnt nichts Gutes von diesem Wiedersehen. Dennoch bewahrt er seine Würde, während er die Adresse entgegennimmt und vor den Augen seiner weißen Brüder entfaltet. Alle reden die Hälfte und lesen mit ihm:

2. September 188*
3 boute de Cognac à 10 frs. 30. —
Tableau!!

Das wundervolle Bild.

„Du siehst ja merkwürdig geknickt aus, alter Junge! Was laßt Du eigentlich?“ äußerte Klinkmann zu seinem Freunde, dem Maler Lindenmüller, der heut still in einer Ecke seines Sofas hockte und traurig vor sich hinsarrte.

„Da lies!“ — Klinkmann nahm das Zeitungsblatt und las: Das Bild „Sonnenaufgang im Walde“ von Lindenmüller ist wohl das Verfehlteste, was die diesjährige Kunstausstellung ihren Besuchern bieten konnte. Von Naturstimmung ist da keine Rede, weil in dem Bilde Alles total verzeichnet ist, also überhaupt nichts stimmt. Lindenmüller hat eben keine Ahnung, wie ein Wald bei Sonnenaufgang aussieht, das stimmt allerdings. Die Sonne hängt am Himmel, wie ein mit elektrischem Glühlicht gefüllter Pfannkuchen, die Bäume nehmen sich in ihrem schnurgerade abgezirkelten Arrangement aus wie mit Grünspan überzogene Zinnsoldaten, einige von ihnen scheinen — vermuthlich soll das die Wirkung der Lichtreflexe sein — über dem Künstleruhm Lindenmüllers vor Neid die Gelfucht bekommen zu haben. Das Bild wirkt so grell, daß die Jury wahrscheinlich bei der Prüfung farbenblind wurde und aus diesem Grunde das Bild passiren ließ. Eine ganz jämmerliche Schmiererei!

„hm, freilich nicht sehr anerkennend, doch Kopf hoch! Ganz so schlecht ist das Bild wirklich nicht!“ Lindenmüllers gesunfener Muth belebte sich wieder.

„Du schreibst für mehrere Blätter, Klinkmann, ich bitte Dich, nimm Dich des Bildes an!“

„Sehr gern, aber wie? Du weißt, ich bin nicht Kunstkritiker.“

„Könntest Du nicht vielleicht eine Notiz in die Presse lanciren, wonach der Zar den russischen Gesandten in Berlin beauftragt hätte, in Unterhandlungen wegen Ankaufs des Bildes einzutreten?“

„Unsinn, das wäre eine schwere Beleidigung seines Kunstgeschmacks. Der Zar würde meine Auslieferung wegen Majestätsbeleidigung verlangen und mich zwei oder drei Jahre nach Sibirien steden! Thu' mir den Gefallen und koch' vor Allem einen recht starken Kaffee auf Deiner Maschine; die besten Einfälle kommen mir immer nach dem Genuß von starkem Kaffee.“

„Recht gern, ich will ja auch Alles thun, was Du verlangst.“

Nach dem Kaffee versank Klinkmann in tiefes Sinnen.

„Nun, fällt Dir nichts ein?“ fragte Lindenmüller nach einer Weile.

„Richtig, da fällt mir ein, daß ich ja noch fünfzig Mark von Dir bekomme: ich könnte das Geld jetzt gerade gebrauchen.“

„Die fünfzig Mark, — der verdammte Kaffee! richtig, die bekommst Du sofort, wenn mein Bild verkauft ist.“

„Ach so, Dein Bild! — Donnerwetter!“ rief Klinkmann, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Tassen in die Höh' flogen, „ich habe da eine glorreiche Idee! Drücke mir die Hand, alter Junge, und nege sie mit Thränen Deiner Dankbarkeit! Du sollst Dein Bild verkaufen, brillant verkaufen, und dazu ein gefeierter Künstler werden, darauf verlaß Dich! Adieu für heut!“

Zum nicht geringen Erstaunen der Ausstellungskommission übte Lindenmüllers Bild „Sonnenaufgang im Walde“ plötzlich eine wunderbare Anziehungskraft auf die weiblichen Besucher der Kunstausstellung aus. Ganze Gruppen von Damen hielten sich stundenlang vor dem Bilde auf und schienen nicht müde zu werden, das Produkt der Lindenmüller'schen Muse zu bewundern. Hin und wieder entspannen sich auch Kontroversen über die Eigenschaften des Bildes, an dem man allerlei Vorzüge entdeckte, die früher keinem Menschen aufgefallen waren.

„Man kann sich an dem Bilde nicht satt sehen, meinte eine schlanke, hübsche Blondine von etwa zwanzig Lenzen. „Nein, diese Affkurateffe in der Zeichnung, diese eigenartige Wirkung in der Farbe!“

„Ganz recht!“ erwiderte ihre Nachbarin, eine etwas abgeblühte Brinette in der Mitte der Dreißiger, „nur finde ich die Farbe doch etwas zu frisch. Mir gefällt an dem Bilde hauptsächlich die feine Kenntniß der Perspektive.“ — Einer Dritten gefiel wieder hauptsächlich die Schönheit des Tones, einer Vierten der freie Strich. Die Mehrzahl der Damen aber verhielt sich schweigend; keines Wortes fähig standen sie da, wie festgenurzelt, und starrten auf das wunderbare Bild, nur ab und zu prüfende Blicke um sich werfend, als ob sie die Wirkung des Kunstwerks auf die Umstehenden beobachten wollten.

„Sonderbar.“ meinte Kritiker A., „daß dieses Bild einen solchen Reiz auf das weibliche Element ausübt. „Es enthält

allerdings eine Menge subtiler Schönheiten, die sich erst bei wiederholter Betrachtung offenbaren.“

„Ganz meine Meinung, Herr Kollege,“ bemerkte Kritiker B. „Neben dieses Bild ist ein ganz eigenartiger, intimer Reiz ausgegossen.“

Als Klinkmann seinen Freund Lindenmüller wieder besuchte, traf er den Maler in freudig erregter Stimmung. Auf dem Tische lagen verschiedener Zeitungen, die sein Bild als ein Meisterwerk impressionistischer Naturdarstellung priesen und alle den großen Eindruck hervorhoben, den es auf die kunstverständige Damenwelt ausübte.

„Klinkmann, Herzensjunge, hier sind Deine fünfzig Mark! Meine Börse steht Dir außerdem zur Verfügung! Ich habe das Bild gestern für dreißigtausend Mark verkauft.“

„Alles mein Werk!“ rief Klinkmann stolz. „Gast Du mir zu verdanken! Ja, ja, sieh mich nur nicht so erstaunt an. Wie ich das angefangen habe? Sehr einfach, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege! Ich habe eine Woche lang in allen möglichen Blättern nach einer Frau inferirt. Reicher Herr, Millionär, sucht gebildete, kunstverständige Dame zwecks Heirath, Vermögen Nebenjache. Ich erhielt eine wahre Unzahl Offerten und bestellte sämtliche Damen zu den verschiedensten Tageszeiten in die Kunstausstellung vor Lindenmüllers wundervolles Bild „Sonnenaufgang im Walde“. Nur dadurch gelangte Dein erbärmliches Schmierstück zu solcher Beliebtheit.“

„Eine großartige Idee! Du bist ein Genie, Klinkmann!“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Unter das **Strahlenpflaster der Weltstadt** führt uns ein eigenartiges farbenprächtiges Bild in der neuesten Nummer (3) der Familienzeitschrift „Für alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57. Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.). Es stellt einen Querschnitt durch den Grund der Straßen einer modernen Weltstadt dar. Schon die Kanalisation, welche die Abfälle und Abwässer aufnimmt und hinausführt auf die Rieselfelder, flößt uns Respekt vor den Meistern der Tiefbaukunst ein, da sie so angelegt ist, daß man bei irgend welchen Beschädigungen oder Störungen nicht erst das Pflaster aufreißen und die Erdschicht durchgraben muß. Durch Einsteigebohrer gehen die Arbeiter in die unterirdischen Kanäle, welche hoch und weit genug sind, um alle Bewegungen darin zu gestatten und auch reine Luft hinein zu lassen. Dann findet man überall elektrische Kabel für Beleuchtungszwecke, andere wieder für elektrische Kraftübertragung; die Wasserleitungsgrößen, die Gasleitungen und die Leitung der pneumatischen Rohrpost. Da haben wir die Erklärung der Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit, welche uns oben am Tageslicht umgiebt, und das Zeugniß der Erfolge des nimmer ruhenden Menschengewisses. Noch interessanter vielleicht ist ein Artikel in demselben Hefte von „Für Alle Welt“ über „Leuchtbojen und Feuerschiffe“, der reich illustriert ist und uns den Feuersignal- und Sicherheitsdienst zur See in verständlichster Weise vor Augen führt. Außerdem enthält dieses Heft neben den beiden laufenden Romanen „Die tolle Gräfin“ von Paul Oskar Höpfer und „Frauenherzen“ von Hans Richter und der reizenden Humoreske „Der falsche Jakob“ von Hans Gehlhar eine große Anzahl von Abhandlungen aus allen Gebieten der Belehrung und Unterhaltung, aus denen wir nur den „Gleichergarten“ in Luzern, den „Eisenbart-Automat“ und „Münchener Postillon“ hervorheben wollen. Mit dem Illustrations schmuck in „Für Alle Welt“, der mit jedem Heft reichhaltiger wird, kann so leicht kein Familienjournal konkurriren. Das Heft 3 enthält wieder außer einer vierfarbigen Extrablattbeilage „Grafi Wolke erhält das Eiserne Kreuz I. Klasse“, nicht weniger als vierzig Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck, von denen viele den Raum von einer ganzen oder gar von zwei Vollseiten einnehmen. Die Fülle des Gebotenen ist um so erstaunlicher, als der Preis des Vierteljahrsheftes, wie oben schon erwähnt, nur 40 Pf. beträgt. Kein Wunder, daß man diesem wirklich „Für Alle Welt“ geschaffenen Journal schon fast in jeder Familie begegnet.

— Man erkennt die Modedame daran, daß die Farbe der Toilette ihrem Zwecke angepaßt ist. Da die gegenwärtigen Moden sehr schwer zu beschreiben sind, hat die „**Wiener Mode**“ ein Pracht-Album der Herbstmoden unter dem Titel „**Neue Wiener Mode**“ veröffentlicht, das um den Preis von fl. 1.50 = M. 2.50 in allen Buchhandlungen zu haben ist und an Farbenpracht und reizenden Toiletten ganz hervorragendes bietet. — Das eben erschienene Heft Nr. 23 der „Wiener Mode“ (pro Quartal 6 Hefte fl. 1.50 — 2.50, dem die „Wiener Kindermode“ gratis beiliegt, bringt allerliebste Promenadenjäckchen aus Sammt, die besonders junge Damen kleiden werden. Diese beiden vorzüglichen Modewerke bieten den besseren Familien und den intelligenten Nachbarn so viel Modeanregung und praktische Toiletten, daß andere Modeblätter ganz überflüssig erscheinen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zehle Halle Saale, Leipzigerstr. 87.